

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 1=21 (1855)

Heft: 19

Artikel: Die Schweizertruppen in fremden Diensten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-92009>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die schweizerische Militärzeitung erscheint zweimal in der Woche, jeweilen Montags und Donnerstags Abends. Der Preis bis zum 1. Juli 1855 ist franco durch die ganze Schweiz Fr. 3. — Die Bestellungen werden direct an die Verlagshandlung „die Schweighauser'sche Verlagbuchhandlung in Basel“ adressirt, der Betrag wird bei den auswärtigen Abonnenten durch Nachnahme erhoben.
Verantwortliche Redaktion: Hans Wieland, Major.

Die Schweizertruppen in fremden Diensten.

VI.

Wir haben nun, nachdem wir die verschiedenen Dienste der Schweizer im Auslande betrachtet haben, einen Blick auf die Gesamtzahl zu werfen, die sich aus den einzelnen Zahlen ergibt.

Im Ganzen haben seit 1476—1850 Schweizer im Auslande gedient:

in Frankreich	750,000
„ Spanien	125,000
„ Savoyen	55,000
„ Holland	80,000
„ Oesterreich	50,000
„ Neapel	35,000
„ Kirchenstaat	40,000
„ Venedig	27,000
„ England	8,000
„ Preussen	2,000
„ Schweden	3,600

Rechnen wir dazu die mannigfachen kleineren Staaten, die temporär Schweizer geworben haben, in runder Zahl

24,400

so ergibt sich die Summe von 1,280,000 M. oder die durchschnittliche Zahl von 3420 Rekruten per Jahr, also circa 3 per Tausend Seelen der Bevölkerung. Diese Zahl ist überraschend groß und erst sie weist den Schaden nach, den dieses beständige Entziehen der Kräfte nothwendig auf die Kulturzustände des Volkes ausüben mußte; wer übrigens sich überzeugen will, daß namentlich im sechzehnten Jahrhundert dieser Uebelstand schon bitter empfunden worden ist, mag die Anshelm'sche Chronik und andere Geschichtsschreiber jener Zeiten nachlesen. Wir haben hier jedoch keine culturgeschichtlichen Studien zu machen, sondern die Frage ist zu beantworten: hat der fremde Dienst einen realen Nutzen für das Wehrwesen der Schweiz gehabt und wäre daher dessen Wiederherstellung wünschenswerth?

Diese Frage läßt sich nun nicht unbedingt verneinen, aber eben so wenig unbedingt bejahen. Es läßt sich einerseits nicht läugnen, daß der fremde Dienst

der Schweiz manchen trefflichen Offizier lieferte, wir erinnern nur an die Generale Werdtmüller, Sacconay und Lentulus im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, andererseits aber konnte die Schweiz sich nicht darauf verlassen, stets Offiziere, namentlich jüngere und subalterne aus der fremden Kriegsschule zu beziehen; sie mußte daher zu Hause für das Bedürfniß sorgen und da eben die talentvollsten und strebsamsten Elemente die Waffen für das Ausland trugen, so war es natürlich, daß es dem heimischen Wehrwesen an tüchtigen Offiziere fehlte, daß dasselbe mehr und mehr zur Carrikatur sank, kaum fähig die Grenzen zu besetzen und deren Unverletzbarkeit aufrecht zu erhalten, wie die Kriege unter Ludwig XIV. und seinen Nachfolgern zur Genüge beweisen. Dieser Uebelstand blieb bis zu den großen Umwälzungen im Anfange dieses Jahrhunderts.

Neben ihm zeigte sich aber noch ein weiteres Element, das hemmend einwirkte und das namentlich sich beim Untergang der Urschweiz im Jahr 1798 geltend machte. Die Offiziere aus fremden Diensten konnten sich durchaus nicht in das Wesen eines Milizsystems hineinarbeiten; es war ihnen stets etwas Fremdartiges, dem sie möglichst den äußeren Schein eines stehenden Heeres geben wollten und selbst der talentvolle Lentulus, der mit vorurtheilsfreiem Blick die eigenthümlichen Verhältnisse seines Vaterlandes würdigte, konnte mit seinen Rathschlägen oft die Opposition dieser in fremden Diensten erzogenen Offiziere nicht besiegen, so kam es, daß seine Wehrverfassung des Kanton Bern's, die er in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entwarf, nie in allen ihren Theilen durchgeführt wurde, weil immer wieder von hie und da Dinge hineingeflickt wurden, die ihrem Geiste zuwiderliefen. So unterlag auch die bernerische Armee 1798 nach sehr kurzem Widerstand; allerdings wirkten politische Einflüsse mit, allein trotz eines zweimonatlichen Dienstes, der dem Kampfe voranging, konnten eben die Offiziere, die im Auslande gedient hatten, und die weitaus die Mehrzahl waren, kein rechtes Verständniß mit den Soldaten gewinnen; die beiden Theile blieben

sich fremd, ohne Zutrauen und so auch ohne Kraft. Wir dürfen hier wohl fragen, ob jetzt ein schweizerisches Korps, in dem so zu sagen nicht ein Offizier im Auslande gedient hat, nach vorangegangener zweimonatlicher Übungszeit, die Probe des Kampfes nicht besser bestünde, als damals; wir wollen damit jenen tapfern Männern von Neuenegg und Frauenbrunnen nicht zu nahe treten; nicht an ihnen lag die Schuld, wohl aber an der Führung im Einzelnen und im Ganzen.

Nach den heroischen Kämpfen im sechzehnten Jahrhundert, wo sich wirkliche Feldherren bildeten, war der Dienst im Ausland eben mehr und mehr zum Garnisonsdienst herabgesunken; allerdings brachten öftere Kriege Leben darein; allein im Innern der Regimenter machte sich ein starrer Formengeist immer geltender, der namentlich in den ältern Offizieren und den Unteroffizieren seinen Träger fand, während sich die jüngeren Offiziere gewöhnlich allen Vergnügungen der Jugend hingaben. Dieser Formalismus, der freilich damals in der Richtung der Zeit begründet war, erhielt sich aber in den Schweizerregimentern traditionell, ja bis auf unsere Tage; in den meisten waren ernstere militärische Studien, wenn nicht gerade verpönt (wie seiner Zeit in einem französischen Schweizerregiment von 1815—1830) so doch vernachlässigt und als unnütz betrachtet; der Dienst machte sich immer mehr als ein Geschäft geltend, bei dem man vielleicht sein Leben einschmugelte, das aber am Ende eine hübsche Pension eintrug. So finden wir bei manchen Kriegsthaten der Schweizerregimenter etwas ähnliches, wie neuerdings bei der englischen Armee, eine glorreiche Tapferkeit, ein Fassen des Stieres an den Hörnern, aber selten jene kriegerische Intelligenz, die zur Tapferkeit das richtige Verhältniß, die Benützung jedes Vortheiles, mit einem Wort, die bewusste Führung fügt.

Diese Verhältnisse mögen auch mitgewirkt haben, daß so wenige Schweizer in fremden Diensten über den Rang eines Obersten hinaufgestiegen sind. So stieg nur ein Schweizer bis zur Marschallswürde in Frankreich und da war es mehr eine Courtoisie gegen einen alten Soldaten*); im Ganzen gab es in französischen Diensten bis zu deren Ende 42 Generalleutenants, 61 Marschall de Camp, 80 Brigadiers, die Schweizer waren; die Mehrzahl jedoch erhielt den einen oder anderen Grad, als Mitgift zur Pensionierung. Dieses Verhältniß ist nicht sehr günstig, wenn wir bedenken, daß unter den 750,000 Schweizer in französischen Diensten mindestens 30,000 Offiziere sich befanden.

So kam es, daß die Schweiz nur geringen Vortheil für das eigene Wehrwesen aus den fremden Diensten zog.

Werfen wir nun einen Blick auf die jetzige Armee der Schweiz und untersuchen wir, welchen Vortheil sie aus den fremden Diensten gezogen. Uebrigens sei es uns aber erlaubt, die Ansicht des Obersten Joh. Wieland, der unter Napoleon gedient hat, anzuführen.

*) Joh. Ludw. von Erlach gestorben 1650 in Breisach, erhielt die Würde 2 Tage vor seinem Tode.

„Der Auswärtige Kriegsdienst wurde vormalig nicht nur als ein Broderwerb für viele Schweizer, sondern auch als eine Pflanzschule guter Offiziers, tüchtiger Unteroffiziers und wohlgeübter Soldaten angesehen. In wie weit letztere Absicht erreicht worden, ist schwer zu entscheiden, gewiß aber kann der Endzweck: auf fremde Kosten ein gut geübtes Heer zu unterhalten, durch Militärkapitulationen mit dem Auslande nicht erreicht werden.

Kantonsvorrechte, Familienprivilegien und vorzüglich der erlaubte Verkauf der Offiziersstellen, hinderte alle Emulation bei den Regimentern. Der Stabsoffizier wie der Subalterne hielten sich geschickt genug, wenn sie die ihnen übertragenen Details der Exerzir- und Disziplinärvorschriften in Ausübung zu bringen verstanden. Daher verlor sich der Dienst-eifer und die Lust des Studiums der Kriegskunst zur wissenschaftlichen Ausbildung; daher kommt es, daß die in auswärtigen Diensten stehenden Schweizertruppen sehr selten vorzügliche Generale — beinahe nie keine Feldherren geliefert haben, obschon eine Menge derselben verdienstvolle Männer und gute untergeordnete Truppenanführer waren. Wie es heutzutage (1825) bei den Schweizerregimentern in fremden Diensten rücksichtlich der höheren Ausbildung steht und ob wirklich etwas gethan wird, um mehr als Exerzir- und Zuchtmeister zu bilden, muß der Erfolg beweisen.

Ein schädlicher Einfluß für den vaterländischen Dienst von den im Ausland gebildeten Truppen, war und bleibt vielleicht immer die große Verschiedenheit in den Kriegsordnungen jener kapitulirenden Mächte und dem daraus entstehenden Konflikt bei den Milizeinrichtungen, wo ein jeder das Gewohnte als das Beste anzupreisen sich bemüht. Eine zweite schädliche Wirkung muß wohl darin gesucht werden, daß der Glanz besoldeter Armeen den meisten Offizieren eine Art Geringschätzung gegen die Milizen einflößt, da ihnen der auffallende Unterschied zwischen beiden und die Gebrechen der letzteren nicht entgehen.

Zweifelsohne gab und giebt es Ausnahmen und Offiziere, welche in fremden Diensten Feldzüge mitgemacht und das eigentliche Militärhandwerk — nicht nur das Exerziren erlernt haben, sind dem Vaterland nothwendig, um seine Wehranstalten zu ordnen und anzuführen in Zeiten der Gefahr. Mögen aber diese Männer nie vergessen, welche Differenz in dem eigentlichen Wesen eines besoldeten Heeres und in jenem einer milizartigen Wehranstalt bestehen muß, sodann nach reifer Ueberlegung sich einzig an dasjenige halten, was dem Bedarf der Schweiz frommt und mit einem Wort, die Früchte ihrer Erfahrung zur Verbesserung eidg. Militärinstitutionen anwenden, so werden ihre Mitbürger durch Anstellung derselben eine höchst nützliche Hilfe erhalten.“

So weit Oberst Wieland! Wir könnten damit schließen, indem er den Werth der Militärkapitulationen so richtig bezeichnet, als es überhaupt möglich ist. Wir wollen jedoch noch die Organisation unserer Armee besprechen, so wie den Einfluß, den die im Ausland gebildeten Offiziere darauf gehabt haben,

indem wir gerne anerkennen, was geleistet worden ist, dabei aber daran erinnern wollen, daß auch genug Offiziere mitgewirkt haben, die nie oder höchstens einige Jahre im Ausland gedient haben.

Unsere Armee, wie sie jetzt besteht, datirt von 1803, dort wurde ihre Basis zuerst gelegt, die dann 1817, 1842 und 1848 mehrfache Modifikationen erlitt. Als ihr eigentlicher Gründer darf Hr. General Finsler von Zürich bezeichnet werden, der namentlich als Generalquartiermeister den Generalstab organisierte und bildete; die Artillerie verdankt ihre Bildung dem Oberartillerieinspektor v. Luternau, der 20 Jahre lang dieses Amt (1806—1826) bekleidete und namentlich im Verein mit dem jetzigen General Dufour die Thunerschule gründete; neben ihm wirkte Oberst Salomon Hirzel als Oberinstruktor. Von bedeutendem Einfluß auf das Ganze waren die Obersten Wieland und Dufour, die namentlich die Offiziere zu weiterer Ausbildung ansporen.

Alle diese Offiziere hatten durchschnittlich nicht lange, zum Theil gar nicht im Auslande gedient, Luternau und Finsler waren sozusagen nie in auswärtigen Diensten; Hirzel, Dufour und Wieland von 1807—1815. Diese hatten freilich das Glück, die napoleonischen Feldzüge mitzumachen und dann die gemachten Erfahrungen in mühevollen und anhaltenden Studien zu ergänzen und aufzuklären. Da liegt eben der Schwerpunkt der Frage. Wir bedürfen allerdings Anführer, die den Krieg gesehen haben, allein dieses lehtere genügt nicht, es muß auch das Verständniß des Krieges dazu kommen. Darum hat das schweizerische Wehrwesen so wenig Nutzen aus den fremden Diensten gezogen, weil die Mehrzahl jener Offiziere sich mit dem Sehen begnügte, ohne nach dem Verständniß zu trachten.

Wie kann nun aber die Schweiz sich solche Offiziere verschaffen? Soll sie die Kapitulationen herstellen? Wir sagen nein, denn sie genügen dem Bedürfnis nach höheren Offizieren durchaus nicht und ihr sonstiger Schaden steht in keinem Verhältnis zum Gewinn. Wir schlagen aber zweierlei vor, das diesem Bedürfnis entsprechen kann: Einerseits Offiziere, die Lust und Liebe haben, so zu unterstützen, daß sie zwei, drei Jahre in einer fremden Armee sich bilden, daß sie als *Volontär* an Feldzügen theilnehmen können; andererseits aber dafür zu sorgen, daß sie, wenn sie nach Hause kommen, eine entsprechende militärische Thätigkeit finden, die neben den Existenzmitteln die Möglichkeit gewährt, ihre Erfahrungen zu verwerthen. Das ist eben des Pudels Kern! Der Militärdienst ist in der Schweiz keine Karriere; wer nicht reich genug ist, um ohne weitere Arbeit leben zu können, kann sich demselben nicht ausschließlich widmen und solange die Schweiz nicht dafür sorgt, die Ansprüche einer, wenn auch bescheidenen, Existenz, solchen Offiziere zu erfüllen, die das Militärwesen zu ihrer Lebensaufgabe machen, so lange muß sie sich eben auch in den höchsten Graden mit einem an sich höchst achtungswerthen Dilettantismus begnügen, der zwar vieles leistet, dem aber die höhere Erfahrung mangelt.

Diese Idee macht weder Anspruch auf Neuheit noch Unfehlbarkeit; es ist unsere Ansicht, die wir

gelegentlich des Näheren besprechen werden; aber so viel ist sicher, daß jede Armee und daher auch die schweizerische erfahrener Offiziere bedarf, namentlich solcher Offiziere, die den Krieg gesehen und dessen Verständniß durch Studien errungen haben, daß ferner die fremden Kapitulationen diesem Bedürfnis nur höchst ausnahmsweise genügt haben und auch ihrer inneren Einrichtung wegen, ja der Natur der Sache nach, nie genügen werden, daß daher die Schweiz einen Schritt weiter thun und selbst Sorge dafür tragen muß. Diese Möglichkeit sehen wir nun in obigem Mittel und übergeben daher diesen Gedanken der Öffentlichkeit, damit er sich in der Diskussion auflären, abrunden und kräftigen kann!

Ereignisse und Betrachtungen während der Verwendung der großh. hessischen Armee-division 1848 und 1849

von H. Kehler, Hauptmann im 3. Infanterie-Regiment.
Worms, Kasse. gr. 8. 304 Seiten. Preis Fr. 3. 90 Ct.

Wir lernen hier einen wackern Hauptmann kennen, der in schweren Zeiten seine Kompanie vor den Einflüssen der Revolutionspartei zu bewahren und sie in den badischen Kämpfen tüchtig zu führen wußte. Obschon der Antheil der gesamten großh. hessischen Division an diesen verschiedenen Ereignissen geschildert wird, so haben wir es doch wesentlich mit dem 3ten Regiment, in dem der Verfasser dient, zu thun, und gewinnen allen Respekt vor diesen Truppen, deren Stellung in jenen aufgeregten Zeiten keine leichte war. Wir können uns natürlich mit der politischen Anschauungsweise des Verfassers weder befassen noch befreunden; da uns aber der Eidbruch des Soldaten ein Gräuel ist, — mag er nun zehnmal zu Gunsten von politischen Institutionen geschehen, die wir prinzipiell als die besten betrachten, — so freuen wir uns aufrichtig, wenn wir sehen, wie die hessischen Soldaten ihren Fahnen treu geblieben sind und ihre Soldatenehre makellos aus jener Sturmperiode gerettet haben. Uns berührt das Weitere hier durchaus nicht.

Die hessische Armeedivision hatte namentlich im Mai und Juni 1849 einen schweren Stand, als sie allein an der Nordgrenze Badens stand; freilich war die Unfähigkeit an der Spitze der ihr gegenüber stehenden Macht, sonst hätte ihr Widerstand gebrochen und die Fahne der Revolution bis an den Main getragen werden können. Immerhin haben die Hessen in mehreren größeren Gefechten sich mit großer *Bravour* geschlagen. Der weitere Verlauf des Feldzuges ist namentlich in der Darstellung des Verfassers deshalb interessant, weil wir durch die Zeilen lesen können, daß in der sogenannten Reichsarmee eine erbliche Unordnung geherrscht hat, die derjenigen, welche Ende Julis beim raschen Aufgebot unserer Rheinarmee einige Tage bei uns herrschte, wenig nachgab. Dieses fatale Element in den höheren Regionen der Reichsarmee trat namentlich in den Operationen vom 20. — 25. Juli zu Tage und hätte vielleicht zu einer Katastrophe führen können, wäre dieselbe einem anderen Feinde gegenüber gestanden.